



Christopher Wimmer

Die Marginalisierten

(Über-)Leben zwischen Mangel
und Notwendigkeit

BELTZ JUVENTA

Christopher Wimmer
Die Marginalisierten

Christopher Wimmer

Die Marginalisierten

(Über-)Leben zwischen Mangel und
Notwendigkeit

BELTZ JUVENTA

Für Boike Rehbein (1965–2022)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-7108-5 Print
ISBN 978-3-7799-7109-2 E-Book (PDF)

1. Auflage 2024

© 2024 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Myriam Frericks
Satz: xerif, le-tex
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorbemerkung	9
I Einleitung	10
II Klasse und Klassenbewusstsein als theoretischer Rahmen	15
2.1 Karl Marx: Klasse als Strukturbegriff?	16
2.1.1 Klasse und kapitalistische Akkumulation	17
2.1.2 Klasse, Geschichte und konkretes Handeln	19
2.2 Sozialstruktur und Klassenbewusstsein in der Bundesrepublik	24
III Klassenanalyse mit Pierre Bourdieu und Edward P. Thompson	33
3.1 Pierre Bourdieu: Klasse und habituelle Dispositionen	33
3.2 Edward P. Thompson: Klasse als gelebte Erfahrung	40
3.3 Soziale Klasse als Forschungsansatz	46
IV Klassengesellschaft im Wandel und die Klasse der Marginalisierten	49
4.1 Die Entstehung einer »unwürdigen« Armut	49
4.2 Die Nachkriegszeit und das vermeintliche Verschwinden der Erwerbslosen	52
4.3 Ökonomische Krisen und neue Armutsformen	55
4.4 Soziale Ungleichheit im vereinigten Deutschland	59
4.5 Gegenwärtige Debatten um Armut und Marginalisierung	67
V Über die Forschungspraxis	74
5.1 Datenerhebung	74
5.1.1 Feldzugang und Ablauf der Interviews	75
5.1.2 Beschreibung der Fälle	78
5.2 Datenauswertung	82
VI Wege in die Marginalisierung	89
6.1 Grundlagen: Klassenposition der Herkunftsfamilie	90
6.1.1 Vermittlung von ökonomischem Kapital	90
6.1.2 Vermittlung von sozialem Kapital	95

6.1.3	Vermittlung von kulturellem Kapital	104
6.2	Zweiteilung des Primärhabitus	108
6.3	Erweiterungen: Kindheit und Jugend	111
6.3.1	Schulsituation und Typen des Bildungshabitus	111
6.3.2	Freizeitgestaltung	118
6.4	Verfestigungen: Berufswahl und Ausbildung	121
6.5	Ankunft: Gesellschaftliche Selbstpositionierungen	126
6.5.1	»Ganz unten« oder »ganz draußen«	127
6.5.2	Gründe für gegenwärtige Klassenposition	129
VII	Die Arbeitssituation der Befragten	134
7.1	Vergangenheit der Lohnarbeit	134
7.1.1	Arbeitsorientierungen	137
7.1.2	Geschlechtliche Unterschiede in den Tätigkeiten	140
7.2	Gegenwart der Erwerbslosigkeit	145
7.3	Arbeitsformen jenseits der Lohnarbeit	153
7.4	Erweiterung des Arbeitsbegriffs	159
VIII	Die marginalisierte Klassenposition im Alltag	161
8.1	Leben in Armut	161
8.2	Die Verwundbarkeit des Körpers	170
8.3	Leben ohne Wohnung	176
8.4	Kriminalität	184
8.5	Subjektive Folgen des prekären Alltags	186
IX	Marginalisierung sozialer Beziehungen	195
9.1	Wiederholungen: Die eigenen Familien	195
9.1.1	Prekäre Familienbeziehungen	195
9.1.2	Kinder: Eine neue marginalisierte Generation?	199
9.1.3	Subjektive Bedeutung der Beziehungen	202
9.2	Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Freundschaften	205
9.3	Instrumentalität: Beziehungen im Arbeitskontext	210
9.4	Vereinzelung und Homogenität	213
X	Marginalisierung im Bewusstsein	215
10.1	Das dichotome Gesellschaftsbild	215
10.1.1	Soziale Spaltung in »oben« und »unten«	216
10.1.2	Ungerechtigkeitsbewusstsein	220
10.2	Gespaltenes Klassenbewusstsein und die Schwelle der Respektabilität	225
10.2.1	Weit entfernt und unmoralisch: »Die da oben«	227

10.2.2	Nah und doch ungleich: Andere Marginalisierte	231
10.3	Individuelles Bewusstsein zwischen Meritokratie und Fatalismus	236
10.3.1	Leistungsorientierung und Betonung des eigenen Scheiterns	237
10.3.2	Typologie des individuellen Bewusstseins	240
10.4	Bewusstsein als widersprüchliche Prozesskategorie	268
XI	Zwischen Entwürdigung und Handlungsmacht	273
11.1	Soziale Herkunft, Zusammensetzung und Gegenwart der Marginalisierten	273
11.2	Die Beständigkeit des Kampfs um Respektabilität	276
11.3	Politische Handlungsmacht der Marginalisierten	278
	Literatur	285

Vorbemerkung

Dieses Buch ist die leicht überarbeitete und gekürzte Fassung meiner Dissertation »Mangel und Notwendigkeit. Theorie, Alltagsleben und Bewusstsein der marginalisierten Klasse in der Bundesrepublik«, die ich am 16.05.2023 an der Humboldt-Universität zu Berlin verteidigt habe. Erste Ergebnisse wurden bereits als Artikel publiziert. Teile des zehnten Kapitels erschienen in der SWS-Rundschau (Wimmer 2022) und in der Berliner Debatte Initial (Wimmer 2022a). Eine gekürzte Version des Kapitels 7.1.2 erschien in der *femina politia* (Wimmer 2022b), ein Teil von Kapitel 8.2 wurde in Sozialer Fortschritt (Wimmer 2023) publiziert.

Diese Arbeit wäre ohne die zahlreichen Gesprächspartner*innen, die ihre Erfahrungen geteilt haben und mir damit einen umfassenden Einblick in ihr Leben gewährt haben, nicht möglich gewesen. Durch ihre Courage ist es möglich, dass sich die Leser*innen nun ein Bild über soziale Marginalisierung machen können. Mit dem Inhalt dieses Buches hoffe ich inständig, keinen der Befragten vor den Kopf zu stoßen. Ihnen gilt ebenso wie den ehren- oder hauptamtlichen Helfer*innen in Notunterkünften, Essens- oder Klamottenausgaben, Tagestreffs oder Teeküchen, die mich bei meiner Recherche vielfältig unterstützt haben, mein herzlichster Dank.

Boike Rehbein (†) betreute mich an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er begleitete mich seit meinen ersten Semestern des Studiums und hat mir bei allen Arbeiten große Freiräume gelassen und mich immer motiviert, eigene Ideen umzusetzen und eigene Wege zu gehen, die manchmal auch zu Umwegen wurden. Sein Vertrauen, seine freundliche, wohlwollende und interessierte Art, aber auch seine Kritik fehlen nun. Möge die Erde ihm leicht sein.

Daniel Bultmann (HU Berlin), Klaus Dörre (Jena) und Steffen Mau (HU Berlin) haben als Mitglieder der Prüfungskommission diese Arbeit gelesen und bewertet. Ihnen gilt dafür mein Dank. Brigitte Aulenbacher (Linz) hat Vorstufen und Vorarbeiten gelesen und kommentiert. Freundlich und doch bestimmt hat sie Leerstellen benannt, die ich hoffentlich beheben konnte. Im »Gesprächskreis Klassen und Sozialstruktur« und im »Doktorant*innenkolloquium« der Rosa-Luxemburg-Stiftung, im Kolloquium von Timo Weishaupt (Göttingen) sowie auf mehreren internationalen Konferenzen habe ich Zwischenergebnisse vorgestellt. Ich danke allen Beteiligten für ihre Kommentare.

Finanziell wurde diese Arbeit durch ein Promotionsstipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung gefördert.

I Einleitung

In seinem Stück »Das Verhör des Lukullus« schreibt Bertolt Brecht: »Immer doch schreibt der Sieger die Geschichte des Besiegten. Dem Erschlagenen entstellt der Schläger die Züge. Aus der Welt geht der Schwächere und zurück bleibt die Lüge« (1982, 1480). Kurz vor seinem Tod brachte auch Walter Benjamin diesen Gedanken ganz ähnlich zu Papier. In seiner Schrift: »Über den Begriff der Geschichte« heißt es:

»Die Natur dieser Traurigkeit wird deutlicher, wenn man die Frage aufwirft, in wen sich denn der Geschichtsschreiber des Historismus eigentlich einfühlt. Die Antwort lautet unweigerlich: in den Sieger. Die jeweils Herrschenden sind aber die Erben aller, die je gesiegt haben. Die Einfühlung in den Sieger kommt demnach den jeweils Herrschenden allemal zugut« (1980, 696).

Nun zeichnen sich vor allem Gesellschaften, in denen die kapitalistische Produktionsweise herrscht, dadurch aus, dass sie »Sieger« und »Verlierer« produzieren. »Soziale Ungleichheit kann zwar mehr oder weniger stark ausgeprägt sein, sie bleibt aber Voraussetzung der kapitalistischen Produktionsweise und sie ist zugleich ihr Ergebnis« (Nuss 2019, 70). Während Brecht und Benjamin eine Geschichtsschreibung kritisieren, die sich unkritisch auf die Seite der »Sieger« stellt, war bereits in Friedrich Engels' Schrift »Die Lage der arbeitenden Klassen in England« (MEW 2, 225 ff.) von 1845 die konkrete Not der »Verlierer« der entscheidende Punkt seiner Anklage der kapitalistischen Ordnung. Anschaulich beschreibt Engels Phänomene wie Armut, Erwerbslosigkeit, schlechte Wohnverhältnisse und gesundheitliche Probleme, die zur Marginalisierung von Menschen führen und ihr Überleben bedrohen können.

Seit Engels' Schrift hat sich die Erscheinungsform sozialer Ungleichheit grundlegend verändert. Ebenso ist ihre wissenschaftliche Analyse Konjunkturen unterworfen. Wenn etwa in der Folge von Krisen die Erwerbslosigkeit steigt, wird sie eine Weile behandelt, ehe das Interesse wieder zurückgeht oder vollkommen erlischt, wenn wieder eine Stabilitätsphase eingetreten ist. So war etwa die Nachkriegszeit in der Bundesrepublik von einem Wirtschaftsaufschwung geprägt, so dass soziale Ungleichheit kaum eine Rolle spielte (Schelsky 1979). Dies änderte sich durch die Verfestigung einer dauerhaften Erwerbslosigkeit in den 1980er Jahren. Ebenso brachten die Sozialstaats- und Arbeitsmarktreformen zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine erneute Debatte um soziale Ungleichheit mit sich. Auch aktuell ist sowohl in Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit wieder von einer »Rückkehr der sozialen Frage« die Rede (Eribon 2016; Ernaux 2020). In

allen relevanten Bereichen (Einkommen, Vermögen, Bildung etc.) zählt die BRD zu einem der ungleichsten Länder der OECD (Kaelble 2017, 176).

Dies korrespondiert mit einer weitgehenden Abwesenheit des Klassenbegriffs. Vielmehr werden soziale Positionen sowie Auf- und Abstiege meist als Effekte persönlicher Leistung verstanden und individuelle Fähigkeiten in den Fokus gerückt.

In diesem Buch stelle ich die »Verlierer« dieses Prozesses ins Zentrum. Ich halte am Klassenbegriff fest und beschäftige mich mit den »Marginalisierten«. Darunter verstehe ich eine soziale Klasse von Menschen, die teilweise unsicheren oder informellen Tätigkeiten nachgehen, meist jedoch als (Langzeit-)Erwerbslose überhaupt keine Arbeit haben. Darunter fallen auch wohnungs- und obdachlose Menschen, Migrant*innen oder andere »randständige« Akteure. Die sehr heterogene Klasse besteht in der BRD aus rund 15 Prozent der Bevölkerung (Nachtwey 2016, 136; Rehbein et al. 2015, 55 f.). Sie ist nicht nur eine »Armutsklasse«, sondern auch durch Ausgrenzungen und Abwertungen bestimmt. Die Marginalisierten bewegen sich unter der Schwelle sozialer Respektabilität (Rehbein/Souza 2014, 195 ff.; s.a. Altvater/Mahnkopf 2002, 140 ff.; Dörre 2014; Eckert 2018; Reckwitz 2017, 352 f.; Sennett 2002; Souza 2008). Als respektabel anerkannt wird, wer »eine beständige, gesicherte und anerkannte soziale Stellung einnehmen [kann], die entweder durch Leistung oder durch Loyalität verdient ist« (Vester 2001, 148).

Bisherige Forschung hat sich sozialer Marginalisierung häufig »von oben« genähert und die Marginalisierten als defizitär zur gesellschaftlichen Norm verstanden. Hier findet sich einerseits eine von Mitleid oder Nächstenliebe bestimmte Sicht, die implizit dazu führt, Marginalisierte lediglich als Opfer zu verstehen (Kessl/Klein/Landhäußer 2012). Andererseits werden sie als eine soziale Bedrohung angesehen, was den Ruf nach verstärkter Kontrolle mit sich bringt (Nolte 2004). Wahlweise geht es darum, die Marginalisierten aus ihrer Misere zu befreien oder ihre »Devianz« zu unterbinden. Ein Beispiel für diese Fremdklassifikation der Marginalisierten stellt die Arbeit von Heinz Bude dar, der »den Ausgeschlossenen« lediglich Passivität unterstellt (2008, 10). Bei ihm werden »diese Menschen« (ebd., 9) als »undiszipliniert«, »sündhaft« und mit einem Mangel an »sittliche[n] Maßstäbe[n]« (Bauman 2009, 165) dargestellt. Nahezu begierig scheint er auf der Suche nach Verwahrlosung, schlechten Verhaltensweisen und einer Lebensführung zu sein, die sich durch »schnelles, fettes und fettmachendes Essen, Alkohol und Nikotin, Entertainment der herbsten wie der sentimentalsten Art, »animalischen« Sex, Kinder und Haustiere« (Metz/Seeßlen 2016, 99) auszeichnet. Bei dieser Betonung der Passivität oder Devianz handelt es sich nicht nur um eine verkürzte Beschreibung, sondern um eine Bewertung, die auf Stereotypen beruht (Hark 2007).

Hier soll dieser ressentimentgeladene Blick vermieden werden. Ziel ist es, die Stimmen der Marginalisierten selbst einzubeziehen. Dadurch können die Menschen zu Wort kommen, denen es mangels Ressourcen schwerfällt, selbst eine Öf-

fentlichkeit zu finden. Gegen die Kontinuität einer Sprachlosigkeit der Marginalisierten (Ayaß 1992, 93) stehen hier ihre eigenen Geschichten im Zentrum. Biografische Interviews mit marginalisierten Menschen bilden die empirische Basis. Von Dezember 2019 bis April 2020 habe ich mit mehreren Dutzend Menschen gesprochen, um herauszufinden, wie sich die Klasse der Marginalisierten zusammensetzt. Ich habe mit ihnen über ihre Sichtweisen, objektive Strukturen, Bewusstseinsformen und politische Orientierungen gesprochen. Daraus sind knapp 30 Stunden Tonbandmaterial entstanden.

In den Gesprächen berichten die befragten Personen von ihren Konflikten, Ängsten und Hoffnungen. Der methodische Fokus auf den Lebensverlauf macht es möglich, (profane und alltägliche sowie dramatische und entscheidende) biografische Ereignisse oder Phasen zu erkennen, unterschiedliche Entwicklungen zu bestimmen sowie subjektive Vorstellungen der Lebensführung zu analysieren. Diese Innenansicht kann zeigen, was die Marginalisierten auszeichnet, wie sie leben und wie sie mit ihrer Klassenposition umgehen.

Ich verstehe die Befragten als Expert*innen ihres eigenen Lebens. Der Fokus auf ihre Alltagspraktiken besitzt »die provozierende Pointe, daß nicht allein die Personen auf den ›Kommandohöhen‹ als [...] Akteure sichtbar werden« (Lüdtkke 2015, 21), sondern die marginalisierten Menschen selbst. Somit wird »nach der Subjektivität derer gefragt, die wir als Objekte der Geschichte zu sehen gelernt haben, nach ihren Erfahrungen, ihren Wünschen, ihrer Widerstandskraft, ihrem schöpferischen Vermögen, ihrem Leiden« (Niethammer 1985, 10). Daher ist es notwendig, »von lebendigen Subjekten auszugehen und somit ihr gesamtes soziale Dasein nachzuvollziehen. Eine solche Form von »Verstehen« kann zudem »neue Gegenstände sehen lehren, ein neues Dasein eröffnen und eine Basis für Verständigung sein« (Rehbein 2009, 58). Für Forscher*innen bedeutet dies eine engagierte Anteilnahme sowie, dass sie ihr Wissen den Befragten rückhaltlos zur Verfügung stellen sollen (Bourdieu et al. 1997, 783).

Fragestellung und Zielsetzung des Buches

Das Buch stellt einerseits (soziologische) Fragen nach Armut und Erwerbslosigkeit und beschäftigt sich andererseits mit (sozialpsychologischen) Themen wie Einstellungen und Bewusstseinsformen. Daraus folgt ein breiter Ansatz, der mit der Heterogenität sozialer Marginalisierung korrespondiert, die sich in unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereichen zeigt. Die Studie beschäftigt sich anhand konkreter Akteure mit der Frage, wie sich die marginalisierte Klassenposition alltäglich auswirkt und welches Bewusstsein die Befragten von dieser haben. Auf der Basis von 27 biografischen Interviews wird sowohl die Sozialisation der Befragten nachvollzogen als auch dargestellt, wie sie ihre Lohnarbeit, ihren Alltag und ihre sozialen Beziehungen gestalten und wie sie all dies in ihrem Bewusstsein »bearbeiten«. Gerade hier schließt das Buch eine Lücke in der Sozialstrukturan-

lyse, da »[s]ystematische Erklärungsansätze zur Theorie sozialer Selbsteinschätzung und zur Strukturierung subjektiver Gesellschaftsbilder [...] in der Soziologiegeschichte schon etwas länger zurück[liegen]« (Lindner / Musner 2008, 27).

Auf Grundlage einer ausführlichen Analyse der Interviews werde ich die Mechanismen sozialer Marginalisierung beschreiben und ihre Effekte auf subjektiver Ebene darstellen. Es ist gleichwohl wichtig zu betonen, dass die subjektiven Äußerungen nur als Ensemble der in ihnen enthaltenen Verhältnisse verstanden werden können; ebenso wie diese sozialen Bedingungen und Bestimmungen nur im Zusammenhang mit den subjektiven Dispositionen der sozialen Akteure erfasst werden können. Die Dialektik zwischen Position und Disposition zeigt sich darin, »Einzelfälle als kristallisierte Formen von allgemeineren Zügen einer sozialen Formation« (Johnson 1980, 40) zu begreifen.

Aufbau des Buches

Nach dieser Einleitung führen die Kapitel 2 und 3 in die theoretische Perspektive (»soziale Klasse« und »Klassenbewusstsein«) der Arbeit ein. Dafür nähere ich mich dem Klassenbegriff durch eine Auseinandersetzung mit den Theorien von Karl Marx, Pierre Bourdieu und Edward P. Thompson. Während sich der Begriff von Marx vor allem auf die Produktionsverhältnisse bezieht, betont Bourdieu stärker den Zusammenhang zwischen objektiver Lage und subjektiven Praktiken. Mit Thompson nähere ich mich dem Erfahrungsbegriff. Daran anschließend zeichnen sich Klassen sowohl durch unterschiedlichen Kapitalbesitz als auch durch ihre gelebte Kultur aus. Um diesen Aspekt zu betonen, beschäftige ich mich ebenso mit der Forschung zum Klassenbewusstsein, die in Beziehung zum gesellschaftlichen Wandel vorgestellt wird.

Kapitel 4 konkretisiert und historisiert diese theoretischen Annahmen. Die Klasse der Marginalisierten wird anhand ihrer geschichtlichen Entwicklungen dargestellt. Es zeigen sich deutliche Analogien der Marginalisierten zu ihren historischen Vorläuferinnen (Paupers, Lumpenproletariat etc.), die eine Kontinuität der Marginalisierungsgeschichte sichtbar machen. Sie alle dienen als stereotype Projektionen und Vorurteile, die disziplinierend auf die Mehrheitsgesellschaft einwirken und es dieser ermöglichen, sich als anständig und tugendhaft zu präsentieren. Umgekehrt handelt es sich bei den Marginalisierten auch um konkrete Menschen, die von Disziplinierungen und Bewertungen negativ betroffen sind.

Im Anschluss daran widmet sich das fünfte Kapitel den methodischen Aspekten. Ich stelle zentrale Aspekte wie Datengrundlage, Feldzugang und Datenerhebung dar und skizziere, warum ein qualitativer Forschungszugang passend ist, um sich dem Alltagsleben und Bewusstsein marginalisierter Menschen zu nähern. Konkret stütze ich mich auf Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung, um implizite Aspekte in den Aussagen der Befragten freizulegen, die auf den Klassenhintergrund verweisen.

Die daran anschließenden Kapitel präsentieren ausführlich die empirischen Ergebnisse. Kapitel 6 widmet sich der Frage nach der Sozialisation der Befragten: Herkunftsfamilien, frühe Erfahrungen sowie habituelle Dispositionen, die das weitere Leben der Gesprächspartner*innen maßgeblich strukturieren. Die soziale Selbstpositionierung der Befragten schließt das Kapitel ab. Im Mittelpunkt von Kapitel 7 steht die Arbeitssituation. Hierbei zeigt sich, dass die Befragten biografisch weit mehr durch Erwerbslosigkeit als durch Lohnarbeit geprägt sind. Erwerbslosigkeit bestimmt ihr Alltagswissen und -leben. Darauf aufbauend beschäftige ich mich im achten Kapitel mit dem Alltagsleben der Gesprächspartner*innen. Dieses ist vor allem durch Erfahrungen von Armut, Krankheiten, Alkohol- oder Betäubungsmittelkonsum sowie Gewalt geprägt. Hinzu kommt häufig ein Leben ohne festen Wohnraum. Kapitel 9 widmet sich der Relevanz sozialer Beziehungen und macht deutlich, dass die Gesprächspartner*innen meist von Isolation bzw. sehr eingeschränkten und homogenen Beziehungen geprägt sind.

Aus der Darstellung dieser vielfältigen Marginalisierungserfahrungen entwickle ich im zehnten Kapitel unterschiedliche Bewusstseinsformen. Neben dem Gesellschaftsbild findet sich bei den Interviewten ein Klassenbewusstsein sowie ein differenziertes individuelles Bewusstsein. Diese Formen stehen unvermittelt nebeneinander, beziehen sich jedoch alle auf die Trennlinie der Respektabilität, die für die Marginalisierten entscheidenden Einfluss hat.

Abschließend werde ich im Kapitel 11 zentrale Ergebnisse reflektierend zusammenfassen. Das Buch schließt mit der Frage der politischen Handlungsmacht der Befragten und gibt Anregungen für eine Politisierung des Phänomens sozialer Marginalisierung.

II Klasse und Klassenbewusstsein als theoretischer Rahmen

Der Begriff der sozialen Klasse hat innerhalb der Soziologie eine lange Tradition. Führende Vertreter des Faches wie Karl Marx oder Max Weber haben den Klassenbegriff wegweisend ausgearbeitet. Ihre Vorstellungen wirken bis heute nach.

Unter sozialer Klasse verstehe ich zunächst eine Gruppe von Menschen unterschiedlichen Geschlechts, Herkunft und Alters, die eine gemeinsame Stellung zum Eigentum an Produktionsmitteln aufweisen. Die daraus entspringende soziale Position bestimmt maßgeblich, wie diese Menschen ihre Reproduktion sicherstellen können. Die soziale Stellung darf jedoch nicht nur auf den Produktionsprozess bezogen werden, sondern meint umfassend die Art und Weise, wie die soziale Reproduktion sichergestellt wird. Klassen bilden sich in konkreten Praktiken und Wahrnehmungen aus. Den Mitgliedern unterschiedlicher Klassen ist eine ähnliche Lebensweise und gelebte Kultur gemein, die sich in Phänomenen wie Wohnverhältnissen, Bildungsmöglichkeiten oder Freizeitgestaltung ausdrückt. Diese sind zwar ökonomisch geprägt, erschöpfen sich jedoch nicht darin, da sich die dort entstehenden Handlungsmuster und Interaktionen nicht aus der ökonomischen Stellung ableiten lassen. Es ist nötig, in das Verständnis von Klassen eine sinnhafte und symbolische Dimension einzubeziehen, die sich in Grenzziehungen und Deutungsmustern ausdrückt. Mitglieder einer Klasse können ihre Verhältnisse reflektieren und ein Bewusstsein über ihre Position und die Gesellschaft erlangen. Somit gibt es auch einen »subjektiven« Anteil, das »Klassenbewusstsein«. Soziale Klassen können als Gruppe verstanden werden, »in die sich Gesellschaften teilen und die sich nach ihren ökonomischen Stellungen und Lebenslagen, nach ihren inneren Handlungsdispositionen und ihren äußeren Handlungsmöglichkeiten differenzieren und ggf. einander entgegensetzen« (Vester 2008, 736).

Im Folgenden möchte ich mich mit der »objektiven« und »subjektiven« Seite des Klassenbegriffes beschäftigen. Dafür setze ich mich in einem ersten Schritt mit dem Klassenbegriff von Karl Marx auseinander. Bereits bei ihm findet sich die Spannung zwischen objektiven Bedingungen (Klassenposition) und subjektiven Ausdrücken (Klassenbewusstsein). Da der Marxsche Klassenbegriff häufig und unzulässig auf den ersten Aspekt verkürzt wird, folgt hier eine – vergleichsweise – ausführliche Auseinandersetzung. Dies ist auch insofern gerechtfertigt, da sich soziologische Forschung immer wieder auf Marx bezieht. In einem zweiten Schritt stelle ich diese Forschungen mit einem Schwerpunkt auf die Bundesrepublik vor. Der soziale Wandel innerhalb der BRD von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart wird kursorisch dargestellt mit dem Wandel der Debatten um

Klassen(-bewusstsein) in Beziehung gesetzt. Damit möchte ich mich einerseits den sozialen Bedingungen und andererseits ihrer Betrachtung durch die Sozialstrukturanalyse nähern, die den Klassenbegriff bis heute prägen.

2.1 Karl Marx: Klasse als Strukturbegriff?

Karl Marx prägt mit seiner Vorstellung von Klasse den Begriff bis in die Gegenwart – Klassendiskussionen führen bis heute auf ihn zurück. Es ist jedoch schwer, einen systematischen Überblick über seinen Begriff zu geben, da er keine Definition hinterlassen hat (Mauke 1970). Es finden sich im Werk nur »verstreute Textstellen« (Ritsert 1998, 58), in denen er von Klasse spricht.

Insbesondere in »Das Kapital« erscheinen Klassen in einer paradoxen Gleichzeitigkeit von An- und Abwesenheit. Zunächst werden sie als Gegenstand des Widerspruchs von Arbeit und Kapital und als Dimension von Herrschaft und Kontrolle ausführlich behandelt. Während Marx die Widersprüche der Klassen beschreibt, bleiben sie über weite Strecken seltsam abwesend. Marx sagt wenig über lebensweltliche Dynamiken der Klassenbildung und -strukturen aus. Die subjektive Seite des Klassenbegriffs (konkrete Menschen mit Bewusstsein) tauchen kaum auf. Zwar schreibt Marx den Klassen entsprechende Interessen zu, diese können jedoch weitgehend unabhängig von den konkreten Akteuren existieren (MEW 23, 100; 316). Das letzte, 52. Kapitel des dritten Bandes des »Kapitals« (»Die Klassen«), in dem Marx eine Begriffsdefinition versucht, endet nach knapp zwei Seiten mit der editorischen Notiz von Engels: »Hier bricht das Ms. ab« (MEW 25, 893). Die Antwort auf die Frage »Was bildet eine Klasse?« (ebd., 892) bleibt Marx schuldig.

Marx unterstreicht, dass er keineswegs der erste gewesen sei, der sich diese Frage gestellt habe. In einem Brief von 1852 schreibt er, er habe »weder die Existenz der Klassen in der modernen Gesellschaft noch ihren Kampf unter sich entdeckt« (MEW 28, 507). Seinen eigenen Beitrag sieht er darin, deren Historizität und politische Artikulation bestimmt zu haben:

»Was ich neu tat, war 1. nachzuweisen, daß die *Existenz der Klassen* bloß an *bestimmte historische Entwicklungsphasen der Produktion* gebunden ist; 2. daß der *Klassenkampf* notwendig zur *Diktatur des Proletariats* führt; 3. daß diese Diktatur selbst nur den Übergang zur *Aufhebung aller Klassen* und zu einer *klassenlosen Gesellschaft* bildet« (ebd.).

Deutlich wird, dass es sich beim Marxschen Klassenbegriff nicht nur um einen analytischen Strukturbegriff handelt, sondern auch um einen historischen Begriff, der politische Konflikte betont. Marx scheint zwei Ziele zu verfolgen: Er möchte den Klassenbegriff als sozialen Ordnungs- und als politischen Kampf-

begriff nutzen. In dieser Doppelbedeutung liegt eine Spannung, die den Begriff durchzieht. Im Folgenden unterscheide ich dahingehend einen abstrakten, ökonomischen von einem historisch-konkreten und politischen Begriff.

2.1.1 Klasse und kapitalistische Akkumulation

Marx behandelt Klasse in seiner Kritik der politischen Ökonomie als Strukturkategorie der kapitalistischen Produktionsweise. Klassen werden in Beziehung zu den Formen und der Kontrolle über die Aneignung und Verwendung des Mehrprodukts definiert. Grundlage dafür ist die Stellung zum Eigentum an Produktionsmitteln, die der Stellung innerhalb der sozialen Hierarchie entspricht. Somit bestimmt sich sein Klassenbegriff durch die historisch-spezifischen Produktionsverhältnisse und ihre Ausbeutungsdynamiken (Mauke 1970, 18 ff.). Er vertritt die These, dass jeder Epoche eine vorherrschende Produktionsweise mit spezifischen Machtkonfigurationen zugrunde liegt, die die Klassenbildung prägt. Marx spricht somit von Ausbeutung *und* Unterdrückung.

In der kapitalistischen Produktionsweise entwickeln sich in der Logik zwei Klassen: die Kapitalistenklasse zeichnet sich durch Privatbesitz an Produktionsmitteln und die Möglichkeit, fremde Arbeitskraft als Ware einzukaufen und aus ihr Mehrwert zu pressen, aus. Daneben finden sich die doppelt freien Arbeiter*innen, die nichts zu verkaufen haben als ihre Arbeitskraft. Die Klassen erscheinen als »juristisch gleiche Personen in ein Verhältnis zueinander als ebenbürtige Warenbesitzer« (MEW 23, 182). Auf Kapitalseite aus freien Stücken, die Arbeiter*innen, weil sie keine Wahl haben.

Die kapitalistische Produktionsweise produziert nicht nur Waren und Kapital, sondern bringt auch »das Kapitalverhältnis selbst [hervor], auf der einen Seite den Kapitalisten, auf der andren den Lohnarbeiter« (MEW 23, 604). Daraus entsteht der grundlegende Widerspruch zwischen Arbeit und Kapital. Die sozialen Klassen sind durch das Ausbeutungsverhältnis antagonistisch aufeinander bezogen. Bereits in »Das Elend der Philosophie« (MEW 4, 181) von 1847 findet sich das Bild von unterdrückten und ausgebeuteten sowie unterdrückenden und ausbeutenden Klassen. Diese Vorstellung bleibt in seinem gesamten Werk erhalten.

Um sich der Klasse der Marginalisierten mit Marx zu nähern, hilft ein Blick in die Akkumulationstheorie im 23. Kapitel des ersten Bandes des »Kapitals« (MEW 23, 640 ff.). Das Kapitel, dass direkt auf Marx' Auseinandersetzung mit einfacher und erweiterter Reproduktion folgt, wird häufig auf den ersten Teil reduziert, in dem er sich mit der Lohnhöhe beschäftigt: Eine strukturelle Erwerbslosigkeit stärkte die Marktmacht der Bourgeoisie und fördere den Ausbeutungsdruck zwischen den Arbeiter*innen. Dadurch wächst der Lohn nicht in eine die Akkumulation gefährdende Höhe. Im Falle höherer Nachfrage schrumpfe die »industrielle Reservearmee« (ebd., 657 ff.) und die Löhne können bis zu einem gewissen Grad

steigen. Dies führt zur Verlangsamung der Akkumulation. Ein Sinken der Nachfrage und eine erneute Erhöhung der Reservearmee auf den *status quo ante* sei die Folge. So verstanden bilden Erwerbslose für das Kapital die wesentliche Möglichkeit, den Arbeitsmarkt in seinem Sinne zu regulieren. Bis hierhin bildet der Gedankengang eine Konkretisierung der einfachen und erweiterten Reproduktion, ein »allgemeines Gesetz«, wie das Kapitel verspricht, ist es jedoch noch nicht. Dieses Gesetz formuliert Marx auf den weiteren Seiten. Denn jenseits der periodisch auftretenden (Re-)Integration Erwerbsloser in den Arbeitsmarkt wächst ihre Zahl tendenziell weiter an und erfüllt als *absolut überflüssige* Masse auch eine Funktion:

»Je größer der gesellschaftliche Reichtum, das funktionierende Kapital, Umfang und Energie seines Wachstums, also auch die absolute Größe des Proletariats und die Produktivkraft seiner Arbeit, desto größer die industrielle Reservearmee. Die disponible Arbeitskraft wird durch dieselben Ursachen entwickelt wie die Expansivkraft des Kapitals. Die verhältnismäßige Größe der industriellen Reservearmee wächst also mit den Potenzen des Reichtums. Je größer aber diese Reservearmee im Verhältnis zur aktiven Arbeiterarmee, desto massenhafter die konsolidierte Übervölkerung, deren Elend im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Arbeitsqual steht. Je größer endlich die Lazarusschicht der Arbeiterklasse und die industrielle Reservearmee, desto größer der offizielle Pauperismus. Dies ist das absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation« (ebd., 673 f.).

Marx' allgemeines Gesetz lautet folglich, dass die Akkumulation des Kapitals gleichzeitig Akkumulation der Masse der Überschussbevölkerung mit sich bringt. Zwar schwanke die Zahl der »relativen Übervölkerung« (ebd., 659), sie ist jedoch notwendiger Bestandteil der kapitalistischen Produktionsweise. Dieser »überflüssige« Teil der Arbeiter*innen ist jedoch nicht komplett aus der Produktion exkludiert. Auch sie sind gezwungen, (illegalisierter oder informeller) Arbeit nachzugehen. Denkt man den Gedankengang weiter, erhält man ein verändertes Bild des Proletariats. Wachstum des Kapitals bedeutet zwar Wachstum der Arbeiterklasse, doch besteht diese eben (perspektivisch) nicht ausschließlich aus der Industriearbeiterschaft, sondern auch aus der erwerbslosen und überflüssigen sog. Surplusbevölkerung. Dies schreibt Marx selbst an der einzigen Stelle im »Kapital«, in der er eine Definition des Proletariats (in einer Fußnote!) versucht: »Unter ›Proletarier‹ ist ökonomisch nichts zu verstehen als der Lohnarbeiter, der ›Kapital‹ produziert und verwertet und aufs Pflaster geworfen wird, sobald er für die Verwertungsbedürfnisse des ›Monsieur Kapital‹ [...] überflüssig ist« (ebd., 642).

2.1.2 Klasse, Geschichte und konkretes Handeln

Die kapitalistische Produktionsweise gründet auf Ausbeutung fremder Arbeitskraft. Sie steht im Zusammenhang mit historisch variablen Unterdrückungsverhältnissen. Damit gehen auch veränderte Erscheinungsformen der Klassen einher. Auch Marx ist sich bewusst, dass es eine Verkürzung wäre, Klasse ausschließlich als abstrakten Begriff zu verstehen: Klassen sind »an *bestimmte historische Entwicklungsphasen* der Produktion gebunden« (MEW 28, 508) und in Beziehung zu den Erscheinungsformen des gesellschaftlichen Verkehrs zu setzen. Es geht folglich darum, nach den historischen Formbestimmungen der Klassen(-verhältnisse) zu fragen (Mauke 1970, 18 ff.).

Wie sich Klassen verändern, hat Marx an vielen Stellen beschrieben. In »Das Elend der Philosophie« setzt er sich mit dem Prozess der Klassenbildung im Kapitalismus auseinander (MEW 4, 175 ff.):

»Die ökonomischen Verhältnisse haben zuerst die Masse der Bevölkerung in Arbeiter verwandelt. Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber noch nicht für sich selbst« (ebd., 180 f.).

Zwar wird den ökonomischen Verhältnissen zentrale Bedeutung beigemessen, der Klassenbildungsprozess wird jedoch in einer Logik der Praxis verstanden. Marx deutet eine objektive und eine subjektive Dimension an. Allein die strukturelle Verortung (»gemeinsame Situation«) macht noch keine Klasse. Dafür ist die Bildung eines Klassenbewusstseins und -handelns notwendig. Dieser subjektive Prozess, den Edward P. Thompson (1987) später als *making* beschreiben wird, fließt in die Definition ein. In Marx' Werk lassen sich drei Phasen unterscheiden, in denen er Klasse als konkreten Begriff verschieden konzeptualisiert hat: das philosophisch inspirierte Frühwerk; teleologische Vorstellungen im »Elend der Philosophie« und im »Manifest der Kommunistischen Partei« sowie die soziologischen Schriften zu Frankreich der 1850er Jahre.

Das philosophisch inspirierte Frühwerk

Erstmalig im Sinne einer sozialen Gruppe verwendet Marx den Klassenbegriff in seiner »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«. Als Hauptkriterien zur Unterscheidung von Klassen dienen ihm 1843 »Geld und Bildung« (MEW 1, 284). Ohne Besitz daran erscheint eine Klasse, die Marx schlicht als das »Volk« (ebd., 229 ff.) bezeichnet und mit dem »vierten Stand« gleichsetzt (Jaeck 1979, 75 ff.). Zur selben Zeit spricht er 1842 von einer »armen Klasse« (MEW 1, 118) oder vom »Stand der unmittelbaren Arbeit« (ebd., 284), was seine damalige begriffliche Uneindeutigkeit zeigt. Die genaue Klassenzusammensetzung scheint ihm nicht klar zu sein.

Zu dieser Zeit betrachtet Marx Klasse unter dem philosophischen Einfluss Ludwig Feuerbachs und weniger in empirischen Kategorien. Wenn auch in seiner Begrifflichkeit unsicher, lässt Marx keinen Zweifel an der »Aufgabe«, die er dieser unterdrückten Klasse zuschreibt. Aufgrund ihrer subalternen Stellung müsse diese »Klasse mit *radikalen* Ketten [...], das *Unrecht schlechthin*« (ebd., 390) aufheben. Marx meint nicht nur die Beseitigung eines einzelnen Unrechts (wie der Armut), sondern des Unrechts *an sich*. Damit wird diese revolutionäre Klasse – gut dialektisch – zu »einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, welcher die Auflösung aller Stände« (ebd.) bedeuten würde. Am Ende seiner Ausführungen benennt Marx diese revolutionäre Klasse erstmalig als »Proletariat« (ebd.).

Marx beschreibt sowohl den Begriff des Proletariats als auch den Klassenbegriff in den frühen 1840er Jahren in philosophischen Kategorien. Er besitzt noch nicht sein ökonomisches Werkzeug, um das Kapitalverhältnis verstehen zu können. Gleichzeitig wird deutlich, dass im Begriff des Proletariats von Beginn an eine Befreiungsperspektive jenseits des Kapitals angelegt ist.

Klasse als Teleologie

Im »Manifest der Kommunistischen Partei« wird dieser Gedanke zu einer geschichtsdeterministischen Theorie ausgearbeitet. Dort beschreiben Marx und Engels die Entwicklung zur modernen Gesellschaft und kommen zum Schluss, dass im Kapitalismus die bisherigen Klassen aufgehoben seien. Die bekannten Sätze aus dem »Manifest« lauten:

»Die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt. Unsere Epoche zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat« (MEW 4, 463).

Auf der einen Seite entwickelt sich die Bourgeoisie als herrschende Klasse, auf der anderen Seite fallen die »bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, alle diese Klassen [...] ins Proletariat hinab« (ebd., 469). Entgegen der bisherigen Definition wird das Proletariat nun anhand der Stellung zum Eigentum an den Produktionsmitteln beschrieben. Die industrielle Lohnarbeit wird zum bedeutenden Moment und formt die Klasse. Der Klassenkampf wird wesentlich bestimmt durch den Widerspruch zwischen der Entwicklung der Produktivkräfte und den Produktionsverhältnissen und führt linear zum Zusammenstoß der beiden Hauptklassen.

Der Prozess der Klassenbildung schafft beim Proletariat eine gemeinsame Lage, die die Möglichkeit für Kommunikation zwischen den Arbeiter*innen bildet. Ihnen sei es somit möglich, ihre Lage zu erkennen und sich zu organisieren. In diesem Klassenkampf entwickle sich ihr Klassenbewusstsein: Zunächst durch die Bildung von »Koalitionen gegen die Bourgeois« (ebd., 470) und danach durch »die Organisation der Proletarier zur Klasse, und damit zur politischen Partei« (ebd., 471). Je weiter der Kapitalismus sich entwickelt, desto stärker »reift« auch der Klassenkampf. So ist die kapitalistische Produktionsweise letztlich ihr eigener »Totengräber« (ebd., 474). Neben diesem unverhüllten Evolutionismus findet im »Manifest« keine Unterscheidung zwischen ökonomischem und politischem Kampf statt.

Wieso betonen Marx und Engels die Dichotomie zwischen Proletariat und Bourgeoisie so stark? Zunächst darf man nicht den Fehler begehen, den Text als wissenschaftliche Abhandlung zu lesen. Es ist vielmehr ein Pamphlet, das Wirklichkeit produzieren soll und diese nicht abbildet. In ihrer Schrift lösen Marx und Engels die Dialektik des Entstehungsprozesses der Lohnarbeit zwischen Abstraktion (Bedeutungsgewinn der Lohnarbeit) und Konkretion (differenzierte und heterogene Arbeitsformen auch jenseits industrieller Arbeit) einseitig auf, was vor dem Hintergrund ihres politischen Programmes verständlich wird. Bereits in seinen Frühschriften sah Marx ausschließlich das Proletariat dazu in der Lage, die kapitalistische Gesellschaftsformation aufzuheben. Nun, im von revolutionärem Eifer geprägten »Manifest«, wird die Vorstellung eines (uniformen und organisierbaren) Proletariats zum Programm der Geschichte und die Geschichte zu ihrem Vollzug. Marx und Engels folgen einer unilinearen Vorstellung von Geschichte, die durch die zunehmende Polarisierung der Klassegegensätze geprägt sei. Dies ist jedoch ein »fatale[r] Irrtum« (Pollard 1996, 228). Denn zwischen den »Facharbeitern mit ihren im Aufbau begriffenen Gewerkschaften und den ungelerten Handlangern, vielfach von den Facharbeitern selbst angestellt, zwischen Frauen und Kindern in den Fabriken und den Lohnarbeitern auf dem Lande, zwischen Bediensteten in Gasthäusern und adeligen Wohnungen und Schwer- oder Schwerstarbeitern in den Eisenhütten war es nicht leicht, Gemeinsamkeiten zu entdecken« (ebd.). Marx überschätzt schlicht den gleichmachenden Charakter der industriellen Lohnarbeit bzw. macht diesen zur Grundlage seiner geschichtsphilosophischen Spekulationen (Wimmer 2020, 731 ff.).

Zwischenklassen und Fraktionierungen: Marx als Soziologe

Das Scheitern der Revolutionen von 1848 zwingt Marx dazu, seine Revolutionserwartungen aufzugeben und so beschäftigt er sich verstärkt mit der Kritik der politischen Ökonomie. Er kommt zur Einsicht, Gesellschaft anhand ihrer ökonomischen Verfasstheit zu beschreiben. In seinem Vorwort zur »Kritik der politischen Ökonomie« hat er dies auf folgende Formel gebracht:

»In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft« (MEW 13, 8).

Marx erkennt, dass sich (allein) durch die Stellung im Produktionsprozess noch nichts über das Klassenbewusstsein sagen lässt. Ausdruck dessen sind insbesondere seine Schriften »Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850« und »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte«. Dort »entdeckt« Marx, was er und Engels im »Manifest« lediglich kurz angedeutet haben (MEW 4, 472): die Beständigkeit einer großen »zwischen dem Proletariat und Bourgeoisie stehende[n] Masse« (MEW 7, 21). Der Revolutionär Marx musste die Mittel- und Zwischenklassen noch nicht näher beschreiben, in seinen soziologischen Schriften werden sie zum »Dreh- und Angelpunkt« (Hall 2018, 38). Die Zwischenklassen bilden keinen institutionalisierten Stand, sondern zeichnen sich durch ihre Heterogenität aus. Gemein ist ihnen, dass sie nicht ausgebeutet werden, sie für sich produzieren und keinen Mehrwert herstellen. Durch die Mannigfaltigkeit ihrer Positionen und Lebensbedingungen zeigt sich die Heterogenität ihres Bewusstseins. Für Marx wird immer deutlicher, dass es neben dem Widerspruch zwischen Arbeit und Kapital weitere Widersprüche gibt, die ihre eigene Spezifika aufweisen und ihre eigene Geschichte besitzen – womit gleichzeitig die Frage ihrer »relativen Autonomie« aufgeworfen wird. Die ökonomische Produktion ist, so Friedrich Engels in einem vielzitierten Brief vom September 1890, »das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte [...] und Reproduktion des wirklichen Lebens« (MEW 37, 463). Auch in weiteren Briefen kritisiert der späte Engels ökonomische Verkürzungen, die nur »als Vorwand dienen, Geschichte nicht zu studieren« (ebd., 436) und die »relative Selbständigkeit« und »Eigenbewegung« der Kräfte des politischen Feldes (ebd., 490) zu ignorieren. Kurz: Die ökonomische »Determination« darf nicht zu einem ökonomistischen Reduktionismus verkommen und muss Raum lassen für die relative Autonomie der »Nebenwidersprüche« sowie der Bewusstseinsformen.

Das Verhältnis zwischen Klassenlage und -bewusstsein sollte im gesamten Marxismus ein zentrales Problem darstellen (Kofler 1964). Marx beschäftigt sich damit anhand des berühmt gewordenen Beispiels der französischen Parzellenbauern (MEW 8, 198). Sie können, so Marx, aufgrund ihrer isolierten Produktion kein Klassenbewusstsein entwickeln, da sie allein schon räumlich zu stark voneinander getrennt seien. Sie seien »unfähig« (ebd.), ihr Interesse *als* Klasse zu artikulieren. Allein aus einer gemeinsamen sozialen Stellung folge kein gemeinsames Bewusstsein.

Im »achtzehnten Brumaire« arbeitet Marx somit nicht mehr rein philosophisch, sondern empirisch. Dies zeigt sich bis in seine Begrifflichkeit hinein,

worauf Stuart Hall (2018) hingewiesen hat: Bündnis, (Klassen-)Block, konstitutionelle Formen, Regime, politische Repräsentanten, politische Ideologien oder »Ideen«, Klassenfraktionen, Gruppierungen etc. sind Begriffe, die Marx hier das erste Mal genauer ausarbeitet und mit denen er der gesellschaftlichen Komplexität gerecht werden will. Darüber hinaus fokussiert er sich auf soziale Akteure, die so eindeutig nicht klassentheoretisch eingeordnet werden können: die Armee, die Presse, Intellektuelle, die Priester, Bäuer*innen und das Lumpenproletariat.

Marx gibt im Verlauf seines Schaffens die abstrakte Aufteilung in zwei Klassen auf. Dies zeigt sich anhand der Modifikationen des Klassenbegriffes im »Kapital« (Bensaid 2009, 111). Während der erste Band sich zentral mit dem Widerspruch zwischen Arbeit und Kapital beschäftigt, gewinnt im zweiten Band die Dimension des Kaufs und Verkaufs der Ware Arbeitskraft an Bedeutung (MEW 24, 37). Der Klassenbegriff erfährt eine Erweiterung in produktive (mehrwertproduzierende) und unproduktive Arbeit (die gegen Revenue getauscht wird). Während Marx im zweiten Band schreibt, dass es neben der »Kapitalistenklasse [...] überhaupt keine andre Klasse als die Arbeiterklasse« (ebd., 348) geben könne und sich »aller Warenwert« nur in »zwei verschiedene Bestandteile auflösen [kann] und sich [...] schließlich als Arbeitslohn die Revenue der Arbeiterklasse, als Mehrwert die der Kapitalistenklasse« (ebd., 383) ausdrückt, ergänzt er in den »Theorien über den Mehrwert« hingegen, dass sich »nicht nur Kapitalist und workman, sondern capitalist, workman, landlord, moneyed interest, fixed incomes vom Staat etc. [...] gegenüberstehen« (MEW 26.2, 469). Er betont ebenso, dass diese Klassen verschiedene Fraktionen mit eigenen Interessen ausbilden könnten (ebd.).

Die Lösung für diesen Widerspruch findet sich im dritten Band. Hier werden Klassen im Prozess gesamtgesellschaftlicher Reproduktion und der Dynamik der Kapitalkonkurrenz bestimmt. Marx beschreibt eine heterogene Klassenzusammensetzung mit »Mittel- und Übergangsstufen« (MEW 25, 892), die in sein bisheriges Schema nicht mehr einzuordnen sind. Für diese »unendliche Zersplitterung der Interessen und Stellungen, worin die Teilung der gesellschaftlichen Arbeit, die Arbeiter wie die Kapitalisten und Grundeigentümer – letztre z. B. in Weinbergsbesitzer, Äckerbesitzer, Waldbesitzer, Bergwerksbesitzer, Fischereibesitzer – spaltet« (ebd., 893), reicht sein dichotomes Schema nicht mehr. Somit spricht er nun von den »drei [sic!] großen Klassen der modernen, auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden Gesellschaft« (MEW 25, 892). Marx erkennt, dass die kapitalistische Gesellschaft nicht nur aus der kapitalistischen Produktionsweise besteht (Haug 2008). In ihrem Schoß kann es weitere und auch dementsprechende Klassen(-fraktionen) geben. Somit bildet das dichotome Modell die theoretische Grundlage (logische Klassenkonstruktion), während die Betrachtung der konkreten Sozialstruktur die realistische Konstruktion darstellt. Klasse wird über die Stellung zu den Produktionsmitteln verstanden, drückt sich aber auch durch konkretes Handeln und politische Äußerungen aus.

2.2 Sozialstruktur und Klassenbewusstsein in der Bundesrepublik

Für die bundesrepublikanische Ungleichheitsforschung stellen die Überlegungen von Marx einen zentralen Bezugspunkt dar.

Vom vermeintlichen Verschwinden der Klassen ...

In der frühen Bundesrepublik wurde der Klassenbegriff in der Soziologie zunächst von verschiedener Seite angegriffen und als anachronistisch zurückgewiesen. Helmut Schelsky – als junger Wissenschaftler überzeugter Nationalsozialist – war einer der schärfsten Vertreter dieses Angriffs. Er ging davon aus, das wirtschaftliche Wachstum führe dazu, dass sich Klassenunterschiede auflösen und alle harmonisch einer finanzkräftigen Mittelschicht zuströmen würden. Dafür prägte er den Begriff der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (Schelsky 1979). Klassen seien nicht mehr als ein Relikt der Vergangenheit. Seine Gesellschaftsanalyse bezeichnete Schelsky daher als »Anti-Klassentheorie« (ebd., 337 ff.).

Die sozialen Entwicklungen schienen ihm Recht zu geben. Der »sozialbürokratische Kapitalismus« (Dörre 2009, 34) der Nachkriegszeit als sozialstaatlich regulierter, nationaler Kompromiss zwischen Arbeit und Kapital schien die Klassen aufzulösen. Durch den Auf- und Ausbau eines »expansiven Wohlfahrtsstaats« (Nullmeier 2019) wurde eine marktkonforme Förderung des Wohlstandes ermöglicht, was für einen beachtlichen Anteil der Bevölkerung weitgehend stabile Berufslaufbahnen mit sich brachte. Der Ausbau des Sozialstaates wurde auch durch den Marshallplan von 1947/48 unterstützt, mit Hilfe dessen die westdeutsche Ökonomie unterstützt und im Kontext der Systemkonfrontation (»Kampf gegen den Kommunismus«) gebunden wurde. Die geregelten und abgesicherten Produktions- und Lebensbedingungen entkoppelten das Leben verstärkt von Marktrisiken. So wandelte sich der Lohn von einem bloßen Entgelt für den Verkauf der Arbeitskraft hin zu einem umfassenden sozialen Verhältnis. Das Lohnarbeitsverhältnis war eingebettet in rechtliche Kontexte und wurde somit zu »einer stabilen gesellschaftlichen Position entwickelt, mit der Sicherheitsgarantien und Rechtsansprüche verbunden wurde, die geeignet waren, einen gesellschaftlichen Bürgerstatus zu begründen« (Castel 2001).

Der Klassenbegriff schien die scheinbar »unaufhaltsame Aufstiegsbewegung« (ders. 2000, 285) der »Entproletarisierung« (Geißler 2014, 216 f.) nicht mehr fassen zu können und wurde als obsolet erachtet. Dementsprechend kamen auch soziologische Studien der Zeit zum Ergebnis, dass man von »Klasse« bzw. »Klassenbewusstsein« nicht mehr sprechen könne: Selbst eine Forschergruppe des Deutschen Gewerkschaftsbundes sprach davon, dass sich ein »Arbeiterbewusstsein«

lediglich bei Lohnkonflikten zeige und darüber hinaus keine Bedeutung mehr habe (Pirker et al. 1955).

Gleichzeitig wäre es verkürzt, die Nachkriegs-BRD als eine Gesellschaft ohne soziale Ungleichheit zu verstehen. Die (industrielle) Produktion zeichnete sich durch feste Arbeitsformen und -zeiten aus, bildete starre betriebliche Hierarchien und ermöglichte wenig individuelle Gestaltungsmöglichkeiten. Die Disziplin in der Fabrik war mit zahlreichen weiteren Disziplinierungen (von der Schule bis zum Gefängnis) sowie der Dominanz patriarchaler Unterdrückung in der Familie verbunden. Damit einher gingen stabile heterosexuelle Rollenbilder sowie die klare Aufteilung in männliche Lohn- und weibliche Haus- und Sorgearbeit (Honegger 1991). Auch die sozialen Sicherungssysteme waren an die geschlechtlich konnotierten Arbeitsverhältnisse gekoppelt. Kranken- und Pflegeversicherung beispielsweise galten kostenlos für nicht-erwerbstätige Familienmitglieder. Ebenso deutlich war die Verbindung zur (Arbeits-)Migration, die dazu beitrug, den Arbeitskräftemangel nach dem Zweiten Weltkrieg auszugleichen. Die sogenannten »Gastarbeiter«, jene (billigen) un- oder angelernten Arbeitskräfte, die ohne große Probleme in den fordistischen Produktionsprozess eingegliedert werden konnten, waren maßgeblich am »Wirtschaftswunder« beteiligt, wurden aber ausgegrenzt und ausgebeutet (Jamin 1998, 164). Sie bildeten eine Subklasse aus, die im Wesentlichen die Funktion einer Reservearmee einnahm.

Gerade aus feministischer oder migrantischer Perspektive wird deutlich, dass der bundesdeutsche Klassenkompromiss keineswegs ein Modell sozialer Egalität bedeutete. Das gleiche galt für Menschen mit keiner oder schlechter Ausbildung.

...zur Rückkehr des Klassenbewusstseins

Im Kontext der Revolten in den 1960er und 1970er Jahren erlebte die Forschung zu Klassen und Klassenbewusstsein eine Wiederbelebung. Vor allem in marxistisch inspirierten Debatten wurde versucht, den Klassenbegriff für die Gesellschaftsanalyse erneut fruchtbar zu machen (IMSF 1975; PKA 1973/1974). Daneben wurde die Debatte auch durch internationale Einflüsse geprägt. So entwickelte Anthony Giddens (1979) eine »Klassenstruktur der fortgeschrittenen Gesellschaften«. Ebenso hatten die Arbeiten von Erik Olin Wright (1985) und Nicolas Poulantzas (1975) zentralen Einfluss auf die damaligen Klassendebatten (Miliband 1975). Im Gegensatz zu vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Auffassungen der Schichtungstheorie wurde Klasse in diesen Ansätzen als Schlüsselkategorie für die Analyse von Macht, Politik und Staat verstanden. Poulantzas legte den Fokus seiner Forschung auf politische Macht und auf den Staat, den er als Ausdruck von Klassenmacht verstand. Darüber hinaus beschäftigten sich weitere Theoretiker mit der unmittelbaren Produktion und dem Arbeitsprozess (Braverman 1982; Burawoy 1985). Methodisch basierten diese Forschungen auf teilnehmender Beobachtung und eigenen Erfahrungen im Arbeitsprozess. Damit gewannen Fragen

an Bedeutung, wie sich die Klassenposition von Akteuren in ihrer Wahrnehmung niederschlägt – in ihrem Bewusstsein.

In diesem Kontext entwickelte sich mit der soziologischen Bewusstseinsforschung ein eigener Forschungsstrang und wurde zu einem zentralen Thema der Nachkriegssoziologie. Besondere Bedeutung kam der Arbeiterbewusstseinsforschung zu. Vor allem in der BRD (Überblick: Tjaden-Steinhauer 1975; Voß 1984) und in Großbritannien (Überblick: Savage 2016) wurden zahlreiche Studien veröffentlicht. Diese Forschungen beschäftigten sich nicht nur mit den »objektiv« messbaren Bedingungen (Einkommen, Vermögen, Bildung etc.) sozialer Klassen, sondern mit Ausdrücken von Klassenverhältnissen in Haltungen, Handlungen und sozialen Auseinandersetzungen.

Mittlerweile »als ›Klassiker‹ der Literatur zum Arbeiterbewußtsein« (Deppe 1971, 74) gilt »Das Gesellschaftsbild des Arbeiters« (Popitz et al. 1957). Dort unternahmen die Autoren auf Basis von rund 600 Interviews mit Arbeitern eines Hüttenwerkes im Ruhrgebiet eine detailgenaue Analyse unterschiedlicher Arbeitsvorgänge und deren Wahrnehmung durch die Arbeiter selbst. Die Untersuchung sollte Aufschlüsse über ihre soziale Verortung und ihr Gesellschaftsbild liefern. Die Autoren fanden ein Arbeiterbewusstsein vor, dass sich (als Kollektivbewusstsein) gegen die Vorstellung einer ›harmonischen‹ Gesamtgesellschaft richtete (ebd., 241).

»Alle Arbeiter [...] sehen die Gesellschaft als – unabwendbare oder abwendbare, unüberbrückbare oder ›partnerschaftlich‹ zu vermittelnde – *Dichotomie*, und sie beantworten die Frage nach ihrem eigenen gesellschaftlichen Ort durch ein *Arbeiterbewußtsein*, das es ihnen ermöglicht, sich innerhalb der Gesamtgesellschaft als Teil der Arbeiterschaft zu verstehen« (ebd., 237).

Die Arbeiter nahmen die Gesellschaft als gespalten in ein ›oben‹ und ›unten‹ wahr:

»Alle Arbeiter sehen die Gesellschaft als – unabwendbare oder abwendbare, unüberbrückbare oder ›partnerschaftlich‹ zu vermittelnde – *Dichotomie*, und sie beantworten die Frage nach ihrem eigenen gesellschaftlichen Ort durch ein *Arbeiterbewußtsein*, das es ihnen ermöglicht, sich innerhalb der Gesamtgesellschaft als Teil der Arbeiterschaft zu verstehen« (ebd.).

Den Arbeitern war bewusst, dass sich ihre Interessen als Klasse *gegen* eine andere Klasse richten. Diese Untersuchung führte dazu, dass Helmut Schelsky (1979, 362) seine Thesen zum Teil revidierte und einsehen musste, dass ein Klassenbewusstsein »noch weitgehend vorhanden« sei. Rund ein Jahrzehnt nach Popitz et al. fragten Horst Kern und Michael Schumann in ihrer Studie »Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein« (1970) danach, »ob und in welcher Form die Arbeiterschaft noch über ein klassenspezifisches Gesellschaftsbild verfügt« (ebd., 36). Vor

dem Hintergrund technischer Veränderungen, der Differenzierung in der industriellen Produktion und der technisch-organisatorischen Ausgestaltung der Arbeitssituation kamen die Autoren zum Ergebnis, dass sich auch das Arbeiterbewusstsein differenziert habe. Zunächst waren die Beschäftigten »in ihrer überwältigenden Mehrheit darin einig, daß der technische Wandel ihre Arbeitsplätze verunsichert, die Gefahr der Arbeitslosigkeit zunimmt« (ebd., 236). Das Kollektibewusstsein erschien als gemeinsame Angst vor der eigenen Austauschbarkeit und des Jobverlusts, war jedoch keineswegs verschwunden (ebd., 251). Von besonderer Bedeutung ist die Studie von Kern und Schumann auch deswegen, weil sich in ihr erstmals »mehrfach Hinweise auf bewußtseinsbildende Einflüsse aus *früheren* Erfahrungen und vor allen Dingen aus Bereichen *außerhalb* der Arbeit (Familie, Konsumbereich, Arbeiterbewegung) (Voß 1984, 60)« finden lassen.

Wenige Jahre später beschäftigte sich eine Gruppe um Werner Kudera in der Studie »Gesellschaftliches und politisches Bewußtsein von Arbeitern« (Kudera et al. 1979) mit der subjektiven Wahrnehmung der betrieblichen und sozialen Lage von Arbeiter*innen, ihrer Interessenvertretung und ihren Einstellungen zu Lohn und Leistung. Sie kamen zum Ergebnis, dass die meisten Arbeiter*innen das Leistungs- und Konkurrenzprinzip und die Rentabilitätsforderungen des Kapitals als Bedingung für die eigene Arbeitsplatzsicherheit und »gerechte« Löhne anerkannten (ebd., 120). Die Beschäftigten teilten die Bereitschaft zum Interessenausgleich zwischen Arbeit und Kapital. Ihrer Arbeit standen sie in Form eines »gebrochenen Instrumentalismus« (ebd., 118 ff.) gegenüber. Dies meint, dass weder eine »ungeprüfte Gleichgültigkeit noch ungebrochene Identifikation mit dem Arbeitsinhalt (ebd., 118) besteht. Dieser Instrumentalismus trete zunehmend an die Stelle des bisherigen Kollektibewusstseins.

Diese Studien zum Arbeiterbewusstsein haben sich mit dem Denken der (Industrie-)Arbeiterschaft beschäftigt und unterstellten eine Tendenz zur Bewusstseinsbildung in der Lohnarbeit, die grundsätzlich für alle Arbeiter*innen gleich bzw. ähnlich sei. Einflussgrößen wie Herkunftsfamilie, Alter, Geschlecht oder Wohnort spielten keine oder nur eine nachgelagerte Rolle. Auch wenn diese Studien eine große theoretische und empirische Breite erreicht haben, blieben sie stark industriesoziologisch verankert. Das Klassenbewusstsein wurde als »Widerspiegelung« (Voß 1984, 139) der Industriearbeit verstanden. Damit wurde es zu einem »passiven Reflex« (ebd., 143). Es gelang diesen Studien nicht, die differenzierenden Aspekte der beruflichen *und* der privaten Sozialisation – der betrieblichen und außerbetrieblichen Erfahrungen – für die Bewusstseinsentwicklung zu berücksichtigen (Giegel 1989).

Früh unterzog Gerd-Günter Voß (1984) diese Studien einer umfänglichen Aufarbeitung. Als zentraler Kritikpunkt erscheint bei ihm jene verkürzte Definition des Bewusstseins als Widerspiegelung. Für Voß räumen die Studien zum Arbeiterbewusstsein sowohl den unmittelbaren Erfahrungen (in der gesamten Lebenswelt) als auch den subjektiven Potenzialen der Menschen nicht genügend Platz

ein. Er wirbt für einen Bewusstseinsbegriff, der »den aktiven, konstruktiven Leistungscharakter, eine strukturelle Tiefe und eine relative subjektive Autonomie ins Zentrum stellt« (ebd., 1).

Darüber hinaus lässt sich in den »klassischen« Studien zum Arbeiterbewusstsein ein deutlicher Androzentrismus erkennen. Daran entwickelte sich bereits früh eine feministische Kritik, die sich explizit mit dem Bewusstsein von Arbeiterinnen beschäftigte (Becker-Schmidt 1983; Schöll-Schwinghammer/Lappe 1978). Während sich das männliche Bewusstsein ausschließlich in der Sphäre der Lohnarbeit bilde, fallen bei den Arbeiterinnen reproduktive Tätigkeiten und Lohnarbeit zusammen, die beide das Bewusstsein prägen. Hinzu kommen geschlechtlich bedingte Unterschiede im Lebenslauf, die eine gemeinsame Bewusstseinsentwicklung von Männern und Frauen in der Arbeitswelt erschweren (Pfeil 1961). Dahingehend konnte Ulrike Prokop in »Weiblicher Lebenszusammenhang« (1976) nachweisen, dass der weibliche Alltag vielseitiger ist als die männliche Berufsrolle, womit sie wichtige Anregungen für die arbeitssoziologische Frauen- und Geschlechterforschung lieferte. Diese feministischen Erweiterungen konnten deutlich machen, dass das Klassenbewusstsein nicht nur von der Lohnarbeitssituation, sondern von vielfältigen alltäglichen Phänomenen beeinflusst ist. Es ist notwendig, das Klassenbewusstsein auch vor dem Hintergrund individueller Lebensgeschichten und konkreter Erfahrungen auch außerhalb der Lohnarbeit zu betrachten (Deppe 1971).

Strukturwandel der Arbeit und Bedeutung des Subjekts

In seiner Studie »Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts« beschrieb Jean Fourastié (1969, 120 f.) die grundlegenden Veränderungen der einzelnen Wirtschaftssektoren hin zum Dienstleistungssektor und prognostizierte ein neues goldenes Zeitalter, dass sich durch steigenden Wohlstand, mehr soziale Sicherheit und Bildung sowie humanere Arbeit bei Vollbeschäftigung auszeichnen würde. Auch Daniel Bell (1975) hat die entscheidende Bedeutung der Wissenschaft und der Informations- und Kommunikationstechnologien in der »nachindustriellen Gesellschaft« hervorgehoben. Diese Sichtweisen reflektierten einen in den 1980er Jahren einsetzenden Wandel der Arbeitsverhältnisse, der kontrovers diskutiert wurde. Neben das Normalarbeitsverhältnis traten vermehrt unterschiedliche Arbeitsformen. Ebenso ging die Beschäftigtenzahl in Industrie und Produktion rasant zurück (Geißler 2014, 190). Sie wurden zu einer – quantitativ allerdings noch immer bedeutenden – Minderheit unter den Lohnabhängigen. Ebenso wandelten sich die Arbeitsformen. Arbeitszeiten wurden durch Gleit- oder Vertrauensarbeitszeiten individualisiert. Klare Hierarchien wichen häufig projektbasierter Arbeit, die zum Ort der Selbstverwirklichung werden sollte. Auf Kapitaleseite setzte sich die Erkenntnis durch, dass der tayloristische Zugriff auf die Arbeitskraft Potenziale verschenke. Die Beschäftigten sollten nun nicht mehr

nur gehorchen, sondern wurden vom Management als aktive Teilnehmer*innen des Produktionsprozesses angesprochen.

»Die Erfahrungen mit Lohnarbeit, die angesichts unterschiedlicher Tätigkeiten und Erwerbsverläufe nie homogen waren, werden immer uneinheitlicher, und übergreifende Normen, an denen sich Unternehmen bei der Gestaltung von Arbeitsverhältnis oder Arbeitszeit zu orientieren hätten, wurden schrittweise abgebaut« (Mayer-Ahuja 2018, 20).

Die sich daraus ergebende Fragmentierung innerhalb der Arbeiterklasse wurde bereits reflektiert (Laclau/Mouffe 1985, 78 ff.). Verstärkt beteiligten sich auch Frauen am Erwerbsleben und so wich das Familiernährermodell zunehmend dem Zuverdienermodell mit einer teilzeitarbeitenden Frau (Pfau-Effinger 2000). Die Integration von Millionen Frauen in den Arbeitsmarkt stellte wohl eine der größten sozialen Veränderung dar. War in den 1950er Jahren nur etwa ein Drittel der Frauen berufstätig (Schildt 2007, 18), lag die Erwerbstätigenquote von Frauen 2019 bei über 72 Prozent (WSI 2020). Die Teilzeitarbeit brachte meist keine Entlastung der Frauen von der Haus- und Sorgearbeit mit sich, sondern führte zu ihrer Doppelbelastung (Jurczyk 2008, 78). Der Arbeitsmarkt blieb weiterhin geschlechtlich segregiert.

Diese sozialen Veränderungen wurden innerhalb der bundesdeutschen Soziologie unterschiedlich reflektiert. In diesem Zusammenhang entwickelte sich eine eigenständige Milieuforschung (Hradil 1987). Dieser Forschungsstrang beschäftigte sich vor allem mit dem Wertewandel sowie der Entwicklung von Lebensstilen. Deren (relative) Autonomie – so die zentrale These – könne von bisherigen Konzepten nicht mehr erklärt werden. Unter Milieus werden, ganz allgemein, soziale Gruppen verstanden, die sich durch ähnliche Kapitalausstattung sowie Lebensstile und -weise auszeichnen (Vester et al. 2001, 23 ff.). Während die bisherige Forschung zu sozialer Ungleichheit meist Einkommen, Bildung und Beruf als Hauptindikationen verwendet hatte, erweiterte die Milieuforschung diese um Indikatoren wie Sicherheit, Wohnung, Versorgung und Infrastruktur. Die Zugehörigkeit zu einem Milieu beeinflusst somit die gesamte Lebensweise (Alltagskultur, Konsummuster, Geschmack, berufliche Ziele oder Abgrenzung zu anderen Milieus etc.) der Milieumitglieder. Jedoch stellen die Milieus keine geschlossenen Systeme dar. Zum einen können Mitglieder eines Milieus eine nahezu unübersichtliche Zahl und Art von Elementen zu einem einzigartig scheinenden Lebenslauf vereinen und zum anderen verlaufen die Milieugrenzen fließend. Soziale Milieus bilden eine – relativ unabhängige – Ebene der Handlungsmöglichkeit. Gleichzeitig wurde auch darüber diskutiert, ob Schichten oder Klassen nicht komplett verschwunden seien (Clark/Lipset 1991). An ihre Stelle trat in der Forschung das Differenzierungs- und Individualisierungsparadigma, das von einer Vervielfältigung und Fragmentierung sozialer Ungleichheit und Lebenslagen aus-